

Zur Ausbreitung
von HIV/Aids
im Reich der Mitte

Chinas tickende Zeitbombe

Gisbert Kuhn

Gao Jun ist nicht gut drauf an diesem Morgen. Um genau zu sein, er motzt. Ein Eis hatte er haben wollen, und das bekam er nicht. Nun schaut er trotzig zu Boden und mag überhaupt nicht mehr angesprochen werden. Als dann freilich ein paar bunte Luftballons vor seiner Nase geschwenkt werden, kann er der Verlockung doch nicht widerstehen: Schreiend und lachend rennt er mit anderen Kindern hinter der tanzenden Gummikugel her.

Ein Bild unbeschwerter Fröhlichkeit. Doch die Idylle trägt. Hier ist nichts normal. Hier – in den nüchternen Räumen des zweistöckigen Gebäudes am Rande der 600 000-Einwohner-Stadt Fuyang in der chinesischen Provinz Anhui, rund zehn Eisenbahnstunden nordwestlich der Boom-Region Schanghai, regiert die Kehrseite des nach Wirtschaftsmacht und Weltgeltung strebenden Reiches der Mitte. Hier herrschen Armut, Krankheit und Verzweiflung. Hier ist noch wenig davon zu spüren, dass die Staatsführung in Peking (spät genug) ihre Anti-Aids-Politik komplett umgekrempelt hat. Dass sie jetzt schon fast verzweifelt bemüht ist, die Menschen mit Aufklärungsarbeit und Medienkampagnen über die heimtückische Immunschwäche-Krankheit zu informieren und dazu die Zusammenarbeit mit internationalen Organisationen und sogar privaten Unternehmen sucht.

Der fünfjährige Gao steht als trauriges Symbol dafür. Er ist das, was man in China eine Aids-Waise nennt. Und seine Spielkameraden sind es auch. Es mögen

heute an die hundert sein zwischen fünf und sechzehn Jahren, die gekommen sind, um wenigstens einmal in der Woche für drei Stunden Unbeschwertheit, Zuwendung und vielleicht sogar ein wenig Glück zu erfahren. Ihre Eltern sind gestorben an ebenjener vom HIV-Virus ausgelösten Immunschwäche Aids. Sie selbst sind die Überbleibsel, das menschliche Strandgut, die späten Leidtragenden einer Masseninfizierung, die schon mehr als fünfzehn Jahre zurückliegt. Geradezu serienweise waren damals dort und auch in anderen Regionen Chinas Bewohner über verunreinigte, nicht gewechselte und auch nicht desinfizierte Spritzen angesteckt worden. Dass die Kinder gerettet wurden, ist eine Mischung von Zufall und tätiger Nächstenliebe.

Die Geschichte von Gao Jun ist schnell erzählt. Auch die von den anderen Kindern aus den Dörfern der Umgebung. Zhang Yin hat sie schon oft erzählt. Das ist die Frau, die sich seit drei Jahren um die Ausgestoßenen kümmert. Bis 2003 war die jetzt 37-Jährige ausschließlich eine erfolgreiche Geschäftsfrau in Fuyang, betrieb ein Café sowie Mode- und Sportboutiquen. Dann führte sie eines Tages eine amerikanische Freundin, Kay Johnson, in ein Dorf in der Nähe und zeigte ihr den kleinen Jungen. Gao Jun war über und über mit Schwären bedeckt, hauste abseits und von der Dorfgemeinschaft gemieden auf gestampftem Lehm Boden in einer Hütte, zusammen mit einem Schwein und etlichen Hühnern, sprach kein Wort. Ab und zu reichten ihm Verwandte etwas zu

essen. Beide Eltern und auch die Großeltern sind an Aids gestorben. Bei den Dörflern galt Gao darum als ansteckend; im Grunde hofften alle auf seinen Tod. Tatsächlich trägt der Junge das Virus in sich. Inzwischen jedoch hat Zhang Yin für ihn eine Gastfamilie gefunden, er erhielt ärztliche Versorgung, die Pickel auf der Haut sind abgeheilt, er spricht und lacht. Demnächst darf Gao Jun einen Kindergarten besuchen.

„Opfer der Armut“

Zhang Yin ist heute eine in China weithin bekannte Persönlichkeit. Die von ihr gegründete und geführte Fuyang Aids Orphan Salvation Association (frei übersetzt: Gesellschaft zur Rettung von Aids-Waisen) gilt bis in höchste staatliche Stellen als vorbildhaft für privates Engagement. Mittlerweile betreuen sie und ihr Verein rund 400 Schützlinge. Sämtlich Aids-Waisen, aber bei weitem nicht alle sind selbst infiziert. Die sechsjährige Yue Ming Jun gehört dazu. Sie war, von ihrer Mutter ausgesetzt, auf dem Marktplatz von Fuyang gefunden worden. Oder die heute fünfzehn Jahre zählende Nan Nan, die so fröhliche Schmetterlinge malt. Sie hätte, heißt es, vielleicht noch zwei Monate zu leben gehabt, als Zhang Yin sich ihrer annahm. Nan Nan ist HIV-positiv. Auf Vermittlung von Zhang Yin darf sie jetzt bei ihrem Onkel Ren You Lin und seiner Frau Sun Su Zhen im Dorf wohnen, die dafür von der Salvation Association monatlich mit 400 Yuan (umgerechnet vierzig Euro) unterstützt werden. Oder die beiden Schwestern Huang Jin Hong (vierzehn Jahre), Huang Xin Mei (zwölf Jahre) mit ihrem Bruder Huang Xin Lei (elf Jahre). Nur die 82 Jahre alte Großmutter Shi Chun Ying lebt noch zusammen mit ihnen in dem baufälligen Gehöft, wo durch die Tür und die zerborstenen Fenster der Wind bläst und dessen einziger Raum lediglich eine primitive Liege auf dem Lehmboden und ein paar wacklige Anrichten enthält.

Verlässliche Daten gibt es nicht. Man schätzt die Zahl der Aids-Waisen chinaweit auf 70 000 bis 80 000. „Opfer der Armut“, nennt sie Edmund Settle, der in Peking die Entwicklungsprogramme der Vereinten Nationen betreut. Alles gehe auf die Armut zurück. Auch die Massen-Epidemie in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre, in deren Folge ganze Regionen von der Größe mancher europäischer Staaten von dem Virus befallen wurden und wo es noch immer Dörfer gibt, die – aus dumpfer Angst vor Ansteckung – sogar von Bussen gemieden werden. Inzwischen hat die chinesische Regierung energische Maßnahmen gegen HIV/Aids eingeleitet. Allein im vorigen Jahr wurden dafür von der Staatsführung 810 Millionen Yuan (knapp achtzig Millionen Euro) aufgewandt. Freilich war die Existenz eines jeglichen Aids-Problems offiziell viel zu lang hartnäckig geleugnet worden. Selbst dann noch, als längst bekannt war, dass auch drastischste Strafen den Drogenschmuggel im Süden Chinas über die Grenzen zu Vietnam, Laos sowie Thailand und damit den Gebrauch verunreinigter Spritzen nicht verhindern konnten.

Das änderte sich allerdings schlagartig, als vor drei Jahren ausgerechnet in China die tödliche Lungenkrankheit SARS ausbrach und sich blitzschnell im Land und über das Riesenreich hinaus ausbreitete. Seither nimmt man in Peking dankbar jede Hilfe an – komme sie von den Vereinten Nationen, von ausländischen Industrie-Unternehmen oder privater Seite wie der Bill-Clinton- beziehungsweise der Bill-Gates-Stiftung. Denn die Lage ist dramatisch. Gewiss, das Ausmaß der HIV/Aids-Verseuchung ist in China nach wie vor bei weitem nicht so groß wie im südlichen Afrika. Die öffentlichen Angaben liegen zwischen 600 000 und 800 000 Fällen; die Wahrscheinlichkeit dürfte eher bei mindestens einer Million liegen. Dafür aber weisen die Chinesen die mit Abstand höchste Steigerungsrate in der Welt auf –

über dreißig Prozent pro Jahr, und mit noch immer wachsender Tendenz. Selbst die Regierung fürchtet, bis 2010 könnte die Zahl der Infizierten die Zehn- bis Fünfzehn-Millionen-Grenze überschreiten, wenn die Epidemie nicht gestoppt werde. Peter Piot, der Chef der UNO-Hilfskoordinierungsstelle UNAIDS in Genf, warnt daher nicht von ungefähr, von der Entwicklung der Krankheit in China hänge die HIV/Aids-Zukunft in der ganzen Welt ab.

Risikogruppe „Wanderarbeiter“

Connie Osborne, selbst Ärztin und aus dem Aids-geplagten südafrikanischen Sambia kommend, spricht bereits ungeschminkt von Chinas „tickender Zeitbombe“. Die temperamentvolle dunkelhäutige Medizinerin arbeitet im Peking-Büro der Weltgesundheits-Organisation (WHO). Nach deren Erkenntnissen hat die Aids-Gefährdung hier längst den Bereich der Rand- und Risikogruppen im Rotlicht-Milieu verlassen und auf die breite Bevölkerung übergegriffen. Vor allem würden zunehmend Frauen mit dem Virus infiziert und trügen über Geburten und Sexualkontakte ihrerseits vermehrt zur Verbreitung bei. Immer wieder kommt Connie Osborne dabei auf die „migrant workers“ zu sprechen – auf das Heer der Wanderarbeiter, das sich im Zuge der schier explodierenden Industrialisierung Chinas vor zwanzig Jahren bildete und seitdem unaufhörlich wächst. Mehr als 120 Millionen Menschen, hauptsächlich Männer, haben allein in diesem Jahr ihre Familien verlassen und sind aus den endlosen Weiten des Landes in die Städte des Ostens gekommen, um irgendeine Arbeit zu finden. Doch der „Goldgräber-Eindruck“ um Schanghai oder Peking ist nur die eine, die glänzende Seite der Medaille im heutigen China. Denn mindestens hundert Millionen Menschen müssen noch immer von umgerechnet weniger als einem Dollar pro Tag leben,

eine noch höhere Anzahl sind Analphabeten. Aus diesem Elend rekrutiert sich die Armee der Wanderarbeiter. Gar nicht oder kaum mit schulischer Bildung oder beruflichen Kenntnissen versehen, für einen Hungerlohn am Bau oder in Restaurantküchen als Handlanger tätig, mitunter nur in Zelten oder gar am Straßenrand nächtigend, sind sie ein halbes Jahr oder noch länger von den Angehörigen daheim getrennt. Da blüht der Straßenstrich, männlich wie weiblich. Und von Schutz, Verhütung oder Vorsorge gegen Krankheit und Ansteckung hat hier noch niemand etwas gehört. Gesundheitskontrollen? Wie soll das flächendeckend geschehen, wo doch niemand eine auch nur grobe Übersicht über die „migrant workers“ hat? Von den Kosten ganz zu schweigen.

Connie Osborne ist trotzdem überzeugt, „dass wir diesen Kampf gewinnen“. Woher die Zuversicht kommt? „Oh“, lacht sie, „wissen Sie: Optimismus ist mein zweiter Name.“ In dem Zwanzig-Millionen-Menschen-Gewusel von Peking finden sich manche solcher Typen – Personen aus den unterschiedlichsten Bereichen und Milieus, die jeden Tag von neuem in die Hände spucken. Auch William (Bill) Valentino ist so einer. Der 56-jährige Amerikaner mit deutschen und italienischen Wurzeln ist Chef im Peking-Verbindungsbüro des Pharmakonzerns Bayer. Für ihn steht und fällt der Erfolg im Krieg gegen die HIV/Aids-Epidemie mit der Beantwortung der Frage, „ob es uns gelingt, so viel Wissen wie möglich über die Krankheit, ihre Ursachen und die Möglichkeiten ihrer Verhinderung unter die 1,3 Milliarden Chinesen zu bringen“. Die Leverkusener Pflendrehler sind deshalb im November 2004 mit der angesehenen Tsinhua-Universität der Hauptstadt eine Partnerschaft eingegangen. Sie finanzieren der dortigen Schule für Journalismus und Kommunikation mit ihrem energischen

Professor Li Xiguang ein Programm, das speziell dem Thema HIV/Aids, der Berichterstattung darüber und dem Umgang damit dient. Valentino ist Co-Direktor dieses Seminars und hält selbst Vorlesungen über Öffentlichkeitsarbeit und seriösen Journalismus, scheut sich aber auch nicht, bei „technischen“ Demonstrationen mit Attrappen und Kondomen handgreiflich Aufklärungs-Unterricht zu erteilen. Die Zielgruppen: hauptsächlich Journalisten, Ärzte – kurz Multiplikatoren, die das neu erworbene Wissen weitertransportieren sollen.

Journalisten als Lebensretter

Dem Bayer-Mann in China hat ein Satz von UNAIDS-Boss Peter Piot besonders gut gefallen: „Ein Journalist kann mitunter mehr Leben retten helfen, als es hundert Ärzte vermögen.“ Inzwischen wurde das „Tsinhua-Bayer-Programm“ schon mehrfach ausgezeichnet, und über 600 Personen gingen durch diese ‚Schule‘. Und zwar keineswegs nur auf dem Uni-Campus in der Hauptstadt. Li Xiguang und seine Mannschaft sind häufig auch hinausgegangen, tief in die Weiten Chinas – sogar nach Tibet und in die konservativen, moslemischen Regionen im fernen Westen bis an die Grenze zu Afghanistan. Erfolge? „Oh ja“, schmunzelt der Professor, „wir haben sogar schon Chefredakteure in Sachen HIV/Aids bekehrt.“ Etwa mithilfe eines Rollenspiels, bei dem gefragt wurde, was sie denn tun würden, wenn sich herausstellte, dass ein Redaktionsmitglied HIV-positiv sei. „Sofort isolieren!“, habe die Mehrheit der Zeitungsbosse zu Beginn des Lehrganges gesagt, also rausschmeißen. Um dann, nach drei Tagen Schulung, einzuräumen: Nein, die Einstellung sei natürlich völlig falsch gewesen, wie man inzwischen wisse. „Und diese veränderte Haltung“, sagt Li Xiguang stolz, „spiegelt sich bereits in unseren Zeitungen wider. Die Artikel über das

Thema Aids sind viel seriöser geworden.“

Aufklärung im Rotlicht-Milieu

An einer Anti-Aids-Front ganz anderer Art wirkt Xiao Dong. Kaum einer in Peking kennt den schwulen Straßenstrich so genau wie dieser schmalgliedrige dreißigjährige Mann, an dessen weißem Hemd immer das inzwischen weltweit bekannte rote Aids-Schleifchen prangt. Xiao nennt sich „volunteer“ – freiwilliger Helfer. Und dafür erhält er vom chinesischen Gesundheitsministerium ein kleines Entgelt. Er hat das Vertrauen der Szene, ist selber schwul und lebt mit einem Freund zusammen. Vor allem lebt er für ein Ziel: Die Homos sollten sich erstens zu ihrer Neigung bekennen und zweitens die inzwischen vorliegenden staatlichen Angebote zu HIV/Aids-Tests nutzen. Und er findet offene Ohren bei den Strichjungen. Zum Beispiel bei denen, die 24 Stunden lang auf Abruf bereitstehen, um als „sex workers“ aktiv zu werden in einer Absteige mit dem chinesischen Namen „Lan Te Bing Guan“ – zu Deutsch „Blaues Spezialhotel“. In siebzig Zimmern entlang eines schier endlosen Ganges im zweiten Stock, jedes mit Bett, Couch, Plüsch-Ambiente und Bad ausgestattet, sind die jungen Männer ihren Kunden zu Diensten – die Stunde für umgerechnet dreißig, fünfzig oder achtzig Euro. Je nach Wunsch und Intensität. Eine Tageseinnahme hier, das ist weit mehr, als man daheim, auf dem Lande, in einem ganzen Monat verdient.

Xiao Dong hat ein Treffen vermittelt. Achtzehn Jahre ist der Jüngste aus der Gruppe, er spielt den Clown. 36 Jahre der Älteste, den die anderen „Mutter“ nennen. Er selbst sieht sich eher als deren Zuhälter, aber auch Beschützer. Siebzig Prozent dürfen sie von ihren Einnahmen behalten, dreißig Prozent sind an ihn abzuführen. Einer der Burschen möchte am liebsten pausenlos fotografiert werden,

posiert in allen Lagen auf dem Bett. Es wird ein lebhaftes Gespräch. Ja, die meisten kämen aus der Provinz. Nein, die Eltern wüssten nichts von ihrem Leben. Schule? Nicht abgeschlossen. Beruf? Na, sehen Sie doch: Sex worker. Legalisierung von Homosexualität in China – ja, das wäre ein Traum. Gesundheitstests, sicher – zum Glück habe sie Xiao Dong davon überzeugt. Übrigens, rufen sie fröhlich, alle hier hätten sich mittlerweile als „volunteers“, als freiwillige Helfer im staatlichen Zentrum für Gesundheitskontrolle gemeldet. Und dann lachen sie, weil nämlich die „Mutter“ preisgibt, dass er es zwar auch mit Schwulen treibe, aber andererseits schon drei Ehen hinter sich und daraus zwei Kinder im Alter von sieben und fünf Jahren habe und seine augenblickliche Freundin wieder hochschwanger sei. Auch Xiao Dong muss da schmunzeln. Später räumt er ein, schon ein bisschen stolz darauf zu sein, wenigstens hier das Bewusstsein für die HIV/Aids-Gefahr geweckt zu haben. Mögen diese Jungen auch „Stricher“ sein, sagt er, so haben sie sich doch deutlich ab von den übrigen hunderttausenden männlichen und weiblichen Prostituierten, die im Sog des Bau- und Wirtschaftsbooms in den großen Städten ohne Schutz (und ohne

das geringste Wissen darum) für sich und andere ihre möglicherweise tödlich wirkende „Ware“ verkauften.

Ein Hospital in Peking hat inzwischen Berühmtheit erlangt. Sein Name: Friede und Freundschaft. Bill Clinton hat es bereits besucht und auch Kofi Annan, der soeben ausgeschiedene UN-Generalsekretär. Sie besuchten das „Home of Loving Care“, das Heim für liebevolle Behandlung – so die Bezeichnung für die im November 1998 dort eingerichtete Aids-Station. Fu Yan, die Oberschwester, versichert, die Einrichtung sei jederzeit für alle offen. Und dann präsentiert sie, erkennbar traurig, ihren jüngsten Patienten: Der zwölfjährige Meng Meng (ein Pseudonym) war mit seinem Vater zwanzig Stunden mit der Eisenbahn unterwegs, um hier, in der Hauptstadt, Behandlung, Hoffnung und neuen Lebensmut zu finden. Zu Hause hatte ein Test die niederschmetternde Nachricht HIV-positiv erbracht. Und das, obwohl weder Vater noch Mutter das Virus tragen. Inzwischen weiß man die Ursache. Meng Meng hatte einen Unfall und bekam im heimischen Krankenhaus eine Infusion – mit einer verseuchten Spritze. Die Zeitbombe Aids tickt in China überall unvermindert weiter.

HIV/Aids in der Volksrepublik China – Fakten in Zahlen

Größe:	9,6 Millionen Quadratkilometer
Einwohnerzahl:	Rund 1,3 Milliarden
Stadtbevölkerung:	Rund 450 Millionen
Durchschnittliche Lebenserwartung:	Frauen 72 Jahre, Männer 68 Jahre
Erster Aids-Patient in China:	1985
Aktuelle Infektionsrate:	Nach amtlichen Angaben 630 000 Fälle
Realistische Schätzungen:	Mindestens eine Million
Armut:	Mindestens hundert Millionen leben von weniger als einem US-Dollar pro Tag
Analphabetentum:	Schätzungsweise 120 bis 130 Millionen, davon 65 Prozent Frauen
Mobilität:	Mindestens 120 Millionen Wanderarbeiter